Das Doktorat: die erste Stufe einer Forscherlaufbahn Individuelle Bedeutung, wissenssystematische Funktion, strukturelle Bedingungen

Joseph Jurt*

1. Der persönliche Erfahrungshorizont

Ich darf zunächst meinen persönlichen Erfahrungshorizont umreissen, auf dem meine Überlegungen fussen. Ich habe 1966 an einer Schweizer Universität direkt promoviert, ohne vorher ein Lizentiat zu absolvieren – das war damals noch möglich. Nach einer Lehrtätigkeit von vier Jahren an einem Lehrerseminar wurde mir vom Schweizerischen Nationalfonds ein dreijähriges Postdoc-Stipendium gewährt, das mir erlaubte, mich in Paris der Forschungsarbeit im Hinblick auf eine künftige Habilitation zu widmen, in Kontakt mit herausragenden Forschern zu treten und internationale Kontakte mit Wissenschaftlern zu knüpfen. Doch nach drei Jahren Förderung durch den SNF eröffnete sich in der Schweiz keine weitere Perspektive. Ich wollte weiterhin in der Forschung tätig sein und schrieb damals an alle Romanischen Seminare der Schweiz, ob sie eine Möglichkeit innerhalb ihrer Institution sähen, die Forschungsarbeit auf einer Stelle weiterzuführen. Ein einziges Romanisches Seminar antwortete mir – und diese Antwort war negativ! An diesem Beispiel lässt sich schon sehr gut die Problematik der Schweizer Nachwuchsförderung aufzeigen: Die Postdoc-Stipendien des SNF sind grosszügig. Sie erlauben es, sich während drei Jahren – im Ausland – full time der Forschung zu widmen. Diese Freistellung von anderen Aufgaben ermöglicht es, in relativ kurzer Zeit schnell voran zu kommen. In Deutschland beneideten mich Kollegen um diese grosszügige Förderung. Dort hat man die früher existierenden Habilitationsstipendien, die die DFG vergab, ganz abgeschafft. Intendiert war dabei impliziterweise die Abschaffung der Habilitation als Qualifikationsweg. Die Junior-Professur, die an die Stelle der Habilitation treten sollte, ist aber nicht ein Instrument, das dem angelsächsischen tenure track entspricht, weil es keine Garantie einer festen Anstellung bei positiver Evaluation gibt.[1]

Um wieder auf meine eigenen Erfahrungen zurückzukommen: Die Postdoc-Förderung durch den SNF ist in der Schweiz grosszügig. Was aber fehlt, das ist eine Auffangstruktur. Es müsste möglich sein, auf einer zeitlich beschränkten Stelle innerhalb der Universität, die den Postdoc-Antrag unterstützt hatte, sein Habilitationsprojekt oder sein zweites Buch abzuschliessen. Hier käme den Forschungskommissionen der Universitäten eine wichtige Funktion zu. Sie müssten mit den Post-Doktoranden im dritten Förderungsjahr Gespräche aufnehmen, um die weitere Perspektive zu besprechen und den zügigen Abschluss des Forschungsprojektes zu ermöglichen. Aber auch der SNF als Förder-Institution wäre hier gefordert. Was auch notwendig wäre, das wäre eine systematische statistische Auflistung der Resultate der Postdoc-Förderung. Inwieweit führte die Förderung zum Abschluss des Projekts – für die Geistes- und Sozialwissenschaften zu einer Monographie? Inwieweit versandete das Projekt oder führte es zu einer Re-Orientierung im Karriere-Plan?

Ich persönlich hatte in der Schweiz keine Möglichkeiten einer Weiterführung der Forschungstätigkeit; ich meldete mich auf eine Assistentenstelle an einer mir völlig unbekannten Universität in Deutschland, wo ich über keine wissenschaftlichen Kontakte verfügte. Ich bekam die Assistentenstelle, hatte bloss die Verpflichtung zu einem vierstündigen Lehrdeputat ohne jede andere Aufgabe und konnte nach drei Jahren meine Habilitationsschrift einreichen. Wenn heute die massive Präsenz deutscher Wissenschaftler auf allen Stufen an Schweizer Universitäten kritisch hinterfragt wird, so müsste man im Gegenzug auch an all diejenigen Schweizer Wissenschaftler denken, die an deutschen Hochschulen die Möglichkeit fanden, sich wissenschaftlich zu qualifizieren und die dort auch Lebensstellen erreichten.

Auf der Professur an einer deutschen Universität, auf die ich gut zwei Jahre nach der Habilitation berufen wurde, konnte ich insgesamt 41 junge Wissenschaftler zum Doktorat führen; davon haben sich sechs habilitiert. Während sechs Jahren war ich an dieser Universität Sprecher eines Graduiertenkollegs. Als Mitglied des SWTR (2000-2007) leitete ich eine Arbeitsgruppe zur Situation der Geistes- und

* Eptingerstrasse 12, 4052 Basel.

E-Mail: joseph.jurt@romanistik.uni-freiburg.de

Joseph Jurt, Dr. phil., Dr. h..c., ist emeritierter Professor der Universität Freiburg i.Br., an der er von 1981 bis 2005 als Professor für Französische Literaturwissenschaft tätig war. Er ist Mit-Gründer und war Mitglied des Vorstandes des Frankreich-Zentrums der Universität Freiburg i. Br. (1989-2006). Zudem war er Sprecher des Graduiertenkollegs „Modernität und Tradition in Frankreich und Deutschland“ (1993-1999), Mitglied des Deutsch-Französischen Kulturrates (1997-2000), Mitglied des SWTR (2000-2007) und von 2005-2007 Vizepräsident des SWTR. Er erhielt Lehraufträge an der PHZ Luzern (2006-2008) und an der Universität Basel (2009-2010).

…….

Sozialwissenschaften; zusammen mit Christian Simon war ich für eine SWTR-Schrift zu den Perspektiven der Geistes- und Sozialwissenschaften in der Schweiz verantwortlich, in der wir auch einen markanten Abschnitt dem Doktorat widmeten.[2]

Gestützt auf diese persönlichen Erfahrungen möchte ich nun die Stufe des Doktorats an den Schweizer Universitäten beleuchten, wobei die Situation innerhalb der Geistes- und Sozialwissenschaften im Vordergrund steht.

2. Das Doktorat an den Hochschulen der Schweiz

Dem Doktorat kommt in der Frage des wissenschaftlichen Nachwuchses eine zentrale Rolle zu. Hier wird das Fundament für den Aufbau des wissenschaftlichen Lehrkörpers gelegt. Die Dissertationen tragen zur Vermehrung des Wissens bei. Man wird ihrer Bedeutung nicht gerecht, wenn man sie bloss als Arbeiten wissenschaftlicher Anfänger einstuft. Dass die Doktorierenden jung sind, das ist nun gerade ihre Chance. Sie sind noch nicht durch Routine verformt, sie wagen oft, neue Fragen zu stellen. Humboldt riet darum den Forschern, bewusst den Kontakt mit den Schülern zu suchen, weil die geübten Forscher leicht einseitig würden, während die jungen in ihrer lebhaften Kraft noch mutig nach allen Richtungen hinstrebten.

Das Innovationspotential der jungen Forscher ist nicht nur für das Wissenschaftssystem als Ganzes bedeutsam; es ist auch wichtig für die individuelle Entwicklung der Doktorierenden. Die Diplom- oder Lizentiats- oder Master-Arbeit kann noch eine Kompilation sein, eine Synthese der bestehenden Forschung zu einem bestimmten Thema – was auch schon eine intellektuelle Leistung darstellt. Eine Master- oder Lizentiats-Arbeit kann aber auch schon eine eigentliche Forschungsleistung darstellen, die von der intellektuellen Neugierde des Absolventen zeugt. Hier kommt dem Hochschullehrer eine wichtige Funktion zu; es geht darum, dass er gerade auf der Basis dieser Arbeit das Talent der Studierenden erkennt und diese zum ‚Weitermachen' ermuntert; denn oft sind die Begabtesten auch sehr selbstkritisch und bedürfen der Ermunterung durch den erfahrenen Hochschullehrer.

Die Dissertation stellt gegenüber der Abschlussarbeit eine andere Qualität dar. Hier geht es darum, zunächst einen Bereich oder eine Fragestellung zu identifizieren, die noch nicht behandelt wurden und deren Bedeutung relevant ist. Dann gilt es, sich auf eine theoretische Basis zu stellen, die die Behandlung eines Einzelproblems innerhalb eines grösseren Zusammenhanges situiert, und schliesslich ist eine adäquate Methodologie zu entwickeln, die es erlaubt, die Problematik mit analytischer Schärfe anzugehen und zu einem überzeugenden Resultat zu führen. Die Ergebnisse müssen innovativ sein und so den bestehenden Wissensstand weiterführen. Eine solche Aufgabe stellt eine grosse Herausforderung dar, und jeder, der diese Herausforderung annimmt, der eine solche umfassende Arbeit zu einem guten Ende führt, wird dadurch entscheidend geprägt und wird davon für immer intellektuell profitieren.

Damit eine solche anspruchsvolle Forschungsarbeit, die für die wissenschaftliche Gemeinschaft aber auch für die Individuen so bedeutsam ist, von jungen Forschern in nützlicher Frist geleistet werden kann, braucht es spezifische materielle und intellektuelle Bedingungen.

Wie sind nun diese Bedingungen in der Schweiz?

Zunächst ist festzuhalten, dass in den Geistes- und Sozialwissenschaften die Zahl der Doktorate mit der Entwicklung der Studierendenzahl und derjenigen der Erstabschlüsse (Lizentiat/ Master) nicht Schritt hält oder in einzelnen Fächern gar rückläufig ist. Die Zahl der Erstabschlüsse (Lizentiate, Diplome, Master) nahm 1980 bis 2004 um 189 Punkte zu, die der Doktorate um 101,7.[3] Diese Situation hat sich nach 2004 keineswegs verbessert. Wenn man 2005 in den Geistes- und Sozialwissenschaften 405 Doktorate zählte, so sank die Zahl 2006 auf 375, um 2008 wieder auf 420 zu steigen. Es lässt sich hier eine Stagnation feststellen. Die Zahl der Erstabschlüsse stieg indes zwischen 2005 und 2008 massiv von 3627 auf 5940, was sich zum Teil auch durch die Koexistenz von Lizentiat und Maser erklärt.[4] Der anteilmässige Rückgang der Doktoratsabschlüsse zeigt zweifellos ein Problem an.

3. Die Wege zum Doktorat

Welches sind nun die Wege zum Doktorat, die sich einem jungen Forscher in der Schweiz eröffnen und welches sind die jeweiligen Bedingungen? Es gibt grosso modo vier Wege. Ein Doktorat auf der Basis der Selbstfinanzierung, ein Doktorat auf einer Stelle als Assistierender an einer Universität, eine Dissertation im Rahmen eines SNF-Projektes und schliesslich eine Dissertation im Kontext des Schweizerischen Graduiertenprogramms ProDoc.

3.1. Das selbstfinanzierte Doktorat

„Ohne ein Stipendium, ohne eine Nationalfonds-Doktorierendenpauschale, ohne eine Projektmitarbeiterposition, ohne eine Assistenz […] entscheidet sich kaum jemand dafür, ins Doktorat einzusteigen", so schreibt Christian Simon.[5] Aber offenbar gibt es eine ganze Anzahl von Doktoranden, die an einer Hochschule immatrikuliert sind, jedoch keine Anstellung an einer Hochschule haben. Im SBF-Bericht zur Lage des akademischen Mittelbaus wird die Anzahl dieser sog. ‚externen Doktorierenden' auf

ca. 6000 geschätzt[6], eine Zahl, die mir als hoch erscheint; aber immerhin gibt es diese Dunkelziffer der Doktorierenden, die in den Statistiken nicht auftreten, weil das SBF nur angestellte Doktorierende unter der Rubrik „Assistierende und wissenschaftliche Mitarbeiter“ erfasst.

Über ihre Situation gibt es bloss Vermutungen. Es handelt sich wohl um Doktorierende, die sich die Promotion mit einem Teilzeitjob finanzieren oder sich nur in ihrer Freizeit der Doktoratsforschung widmen können. In der genannten SBF-Studie geben sogar zwischen 15% und 26% der angestellten Doktorierenden als weitere Einkommensquellen Ersparnisse und Familie an. Die Situation der externen Doktorierenden erscheint mir besonders dramatisch zu sein, vor allem auch, weil man über ihre Situation sehr wenig Informationen hat. Die Situation in der Schweiz ist zweifellos viel schlechter als in Deutschland. In Deutschland gibt es staatliche Stipendien für Doktorierende über die sog. Landesgraduiertenförderung. Zudem gibt es zahlreiche Stiftungen, die Graduiertenförderung betreiben und Doktoratsstipendien vergeben, so die Kirchen (Cusanus-Werk, Stiftung Villigst), die Partei-Stiftungen (wie Konrad-Adenauer-Stiftung), die Gewerkschaften, selbst Zeitungen wie die F.A.Z. (mit der FAZIT-Stiftung) und dann die berühmte Studienstiftung des Deutschen Volkes. Etwas Vergleichbares gibt es in der Schweiz nicht. Die 1992 gegründete Schweizerische Studienstiftung entfaltet zweifellos eine sehr verdienstvolle Tätigkeit durch die Finanzierung von Auslandsstudien, Sprachaufenthalten, Praktika, Kongressbesuchen und studienergänzenden Bildungsangeboten. Sie vergibt aber keine Doktoratsstipendien.

In Deutschland konnten die meisten meiner Doktoranden ihre Promotion über ein Stipendium einer Stiftung finanzieren. Nach der deutschen Umfrage Thesis ist für 18,7% der deutschen Doktorierenden ein Stipendium primäre Finanzierungsquelle; in der Schweiz geben nicht einmal 4% Stipendien (und Kredite!) als Einkommensquelle an.[7] Hier besteht ein grosser Handlungsbedarf. Doktoratsstipendien sollten an externe Doktorierende von kantonalen Stipendienstellen vergeben werden. Auch durch die Gründung von Stiftungen durch Mäzene oder Institutionen könnte eine segensreiche Wirkung entfaltet werden, die nicht nur einzelnen Individuen, sondern der Zukunft des Landes zu Gute käme.

3.2. Doktorat auf einer Assistierendenstelle

Eine relativ hohe Anzahl von Doktorierenden an Schweizer Hochschulen nehmen eine Stelle im Mittelbau als Assistierende wahr. Ende 2006 waren es nach den Berechnungen der Autoren der Mittelbau-Studie 18152 Doktorierende[8], die Mittelbau-Stellen innehatten, was eine sehr hohe Anzahl darstellt. Meistens werden sie aufgrund ihrer guten Leistungen etwa in ihrer Qualifikationsarbeit von einem Hochschullehrer identifiziert, der ihnen das Erstellen einer Dissertation auf einer Assistierendenstelle vorschlägt. Christian Simon hat die Erfahrung dieses Einstiegs auf der Basis von Interviews mit Doktorierenden genau beschrieben: „So wird die in Aussicht genommene Person nach der Lizentiatsprüfung darauf angesprochen, ob sie die nächste freiwerdende Assistenz zu übernehmen bereit wäre […]. Über das Erleben dieses Vorgangs sprechen die Betroffenen wiederum in einer romantischen Sprache des ‚Berufenseins’: Sie glauben, in sich selbst im Verlauf einer Hausarbeit oder spätestens bei den Recherchen zur Lizentiatsarbeit die Neigung zur Forschung zu entdecken, und sie entwickeln den sehnlichen Wunsch, noch eine Weile weiter forschend tätig sein zu können. Die Selektion durch einen Dozenten oder eine Dozentin oder dessen/deren Assistierende schafft dabei eine starke, persönliche, gewissermassen bipolare Bindung an diese Person. Manchmal wird auch erläutert, dass einem diese Person in einer Lehrveranstaltung die Augen dafür geöffnet habe, ‚worum es in diesem Fach eigentlich gehe’, und dass sich hier und dort interessante Forschungsfelder eröffneten.“[9]

Der Vorteil einer solchen Stelle besteht im Eingebundensein in den Kontext der Hochschule, im Unterschied zur viel zitierten ‚Einsamkeit des Langstreckenläufers’ der extern Doktorierenden. Gleichzeitig kann man in der Lehre wichtige Erfahrungen sammeln und auch Teilergebnisse der eigenen Forschung im Austausch mit den Studierenden testen.

Der Nachteil besteht aber in der zeitlichen Belastung, die die Zeit für das Erarbeiten der Dissertation einschränkt. Hier gibt es allerdings grosse Unterschiede zwischen den einzelnen Fächern. Die Mittelbau-Studie zeigt deutlich auf, dass die Aufgaben, die von den Assistierenden zu leisten sind, in den einzelnen Fachbereichen sehr voneinander abweichen. „In den Exakten und Naturwissenschaften, in Medizin und Pharmazie sowie in den Technischen Wissenschaften wird der grössere Anteil der Arbeitszeit für die eigene Forschung aufgewendet, nämlich rund zwei Drittel der tatsächlichen Arbeitszeit. Für die Lehre werden 11 bzw. 12% der Arbeitszeit aufgewendet. Doktorierende dieser drei Fachbereiche verwenden somit rund drei Viertel ihrer (bezahlten) Arbeitszeit für ihre eigene Forschung und für Lehre; beides ist für eine weitergehende akademische Karriere wichtig. Für Administration, welche keinen Beitrag an eine akademische Qualifikation leistet, werden durchschnittlich nur wenige Wochenstunden aufgewendet.

Ganz anders präsentiert sich die Situation in den Geistes- und Sozialwissenschaften, Wirtschafts- und Rechtswissenschaften: in den Geistes-, Sozial- und Wirtschaftswissenschaften werden nur 40%, in den Wirtschaftswissenschaften 38% und in den

Rechtswissenschaften mit 27% sogar weniger als ein Drittel der Arbeitszeit für die eigene Forschung aufgewendet. Für Lehre und eigene Forschung werden insgesamt zwischen 45% und 62% der bezahlten Arbeitszeit aufgewendet, wobei für die Lehre rund halb so viel Zeit wie für die eigene Forschung verwendet wird. Die Aufwendungen für Administration sind mit bis zu 14% vergleichsweise hoch. Auch wird deutlich mehr Zeit als in den ersten drei diskutierten Fachbereichen für Leistungsnachweise der Studierenden sowie für andere Forschungstätigkeiten aufgewendet."[10]

Die Belastungen für den Mittelbau in der Lehre und in der Verwaltung haben seit der Bologna-Reform eher noch zugenommen.[11] „Professoren wie Assistierende sind sich einig: Ohne die Mitarbeit des Mittelbaus würden die hiesigen Universitäten kollabieren", schrieb Barbara Bleisch in der NZZ.[12] Doch werde wenig getan, um diese Bestqualifizierten zu halten. Das Doktorvater- oder Doktormutterprinzip erweist sich in den Augen der Mittelbauvertreter als Fallstrick. Die Bezeichnung suggeriert eine emotionale Nähe und eine optimale Betreuung. Die Doppelrolle des Hochschullehrers als Betreuer der Dissertation und als Vorgesetzter bringt die Doktorierenden in ein Abhängigkeitsverhältnis. Um es mit ihrem Betreuer, ihrer Betreuerin nicht zu verderben, legten sich die Assistierenden extrem ins Zeug. Für die Universitäten seien die hochmotivierten Assistierenden ein Gewinn, doch die Zeit, die in die Organisation von Tagungen, in die Lehre und die Korrektur von Prüfungsarbeiten investiert werde, fehle für die Arbeit an der Dissertation.[13]

Viele Assistierende sind nur zu 50% angestellt und müssen so ihr Gehalt noch durch andere Tätigkeiten aufrunden. Auch hier gibt es wiederum grosse Unterschiede zwischen den Fächergruppen. In den Exakten und Technischen Wissenschaften nennen 70% der im Mittelbau-Bericht Befragten keine andere Einnahmequelle ausser ihrem Doktoranden-Salär. In den Geistes-, Sozial-, Wirtschafts- und Rechtswissenschaften sind die Hälfte der befragten Personen auf zusätzliche Einnahmequellen und teilweise auch auf Erspartes und auf die Unterstützung durch die Familie angewiesen;[14] im genannten Bereich geben die Befragten ein Doktorandensalär zwischen 3300 und 3500 CHF an. Die Gehälter der Doktorierenden an Schweizer Hochschulen liegen so weit unter den Löhnen der Hochschulabsolventen wenige Jahre nach ihrem Abschluss. Zwischen 27% und 54% der Doktorierenden mit Anstellung gehören zum Tieflohnsegment: „Unter diesen Umständen stellt sich die Frage nach der Attraktivität eines Doktorats. Auf den Lohn bezogen ist eine Doktoratsstelle in vielen Fällen sehr unattraktiv, vor allem in wirtschaftlich guten Zeiten mit einem grossen Angebot an offenen und gut bezahlten Stellen ausserhalb des akademischen Bereichs. Es fragt sich, welche Personen ein Hochschulsystem für ein Doktorat bzw. für den Beginn einer akademischen Karriere rekrutieren möchte, wenn es Löhne aus dem Tieflohnsegment bezahlt und eine gewisse Wahrscheinlichkeit besteht, während dem Doktorat zu den „Working Poor" zu gehören. Die Attraktivität zumindest für Nachwuchsforschende aus der Schweiz wird dadurch deutlich geschmälert."[15] Gut qualifizierte Bewerber und Bewerberinnen wandern gemäss Julian Führer, dem Präsidenten der Vereinigung des akademischen Mittelbaus der Universität Zürich, nicht zuletzt aus Lohngründen in die Privatwirtschaft ab: „Viele Assistierende sind über dreissig Jahre alt und haben eine Familie zu ernähren, sitzen aber auf halben Stellen und verdienen gerade mal 3000 Franken im Monat."[16]

Die hohe Belastung der Doktorierenden auf Assistentenstellen (neben zusätzlichen Jobs) führt zur Aufgabe der Dissertation und zu langen Promotionszeiten. Das durchschnittliche Abschlussalter der Doktorierten an Schweizer Hochschulen im Bereich der Geistes- und Sozialwissenschaften lag 2003 bei 37 Jahren.[17] Der Schweizerische Nachwuchs ist im Vergleich zu den ausländischen Konkurrenten, die sich auf der Basis von Stipendien full time ihrem Dissertationsprojekt widmen konnten, im Nachteil und bei den Qualifikationsarbeiten zu alt, so eine Beobachterin, und oftmals nicht mehr bereit, weiter in einem System zu verbleiben, das man nicht als karrierefördernd erlebt hat.[18]

3.3. Promotion im Rahmen eines SNF-Projektes

Diese Art von Promotion hat den Vorteil, dass das Projekt stark mit den Forschungsinteressen des betreuenden Hochschullehrers verknüpft ist; er ist ja auch der Antragsteller beim SNF; er hat ein primäres Interesse, dass das Projekt zügig zu einem guten Ende geführt wird. Der Vorteil für den Doktorierenden besteht darin, dass er sich full time dem Vorhaben widmen kann. Da die Projektmittel für drei Jahre gewährt werden, setzt das vom Doktorierenden grosse Selbstdisziplin, eine Beschränkung auf Wesentliches und eine zielgerichtete Anleitung durch den Projektverantwortlichen voraus. Ein kleiner Nachteil besteht darin, dass der Doktorierende bei der Definition der Objektbereiche und oft auch der Methodologie nicht frei ist, dass diese vom Projektleiter vorgegeben werden, was bei den Naturwissenschaften der Regelfall ist; bei den Geistes- und Sozialwissenschaften ist es eher üblich, dass der Doktorierende ein Thema vorschlägt.

Die Mitarbeiter-Saläre sind für Schweizerische Verhältnisse (zwischen 40.200 CHF und 46.200 CHF) nicht überragend und setzen darum eine starke intrinsische Motivation voraus. Im Mittelbaubericht wird festgestellt, dass die über den Nationalfonds bezahlten Löhne durch alle Fachbereiche hindurch am tiefsten sind, wobei in den Technischen Wissenschaften und den Wirtschaftswissenschaften

höhere Saläre als in den übrigen Fachbereichen entrichtet werden. Bei Anstellungen über das jeweilige Hochschulbudget kann man im Bereich der Geistes- und Sozialwissenschaften sowie in den Technischen Wissenschaften tendenziell mit einem besseren Lohn als bei über Drittmittel oder Nationalfonds finanzierten Löhnen rechnen. Die Mediane in Recht, Exakten und Naturwissenschaften sowie Medizin und Pharmazie weichen zwischen Drittmitteln und Unibudgets kaum voneinander ab.[19]

Die Promotion über ein SNF-Projekt erfolgt über eine Evaluation, die so schon eine erste Qualitätskontrolle darstellt. Die Gewährung der Förderung ist so keine Selbstverständlichkeit. Die Zahl der gewährten Zusagen ist indes seit 2000 sukzessive gestiegen von 1895 auf 2737. Es ist aber nur eine kleine Minderheit von Doktoranden, die in den Genuss einer SNF-Förderung kommen. Im Studienjahr 2008/09 waren es 14,3% der Doktorierenden. Die Förderung von Doktorarbeiten im Rahmen von SNF-Einzelprojekten ist aber ein wertvolles Förderungsinstrument, das es, etwa bei der DFG (ausser bei Sonderforschungsbereichen), in der Form nicht gibt.

Die Zusagen verteilen sich wie folgt auf die drei Abteilungen des SNF (1: Geistes- und Sozialwissenschaften; 2: Mathematik und Naturwissenschaften; 3: Biologie und Medizin). Die Tabelle hält auch die Nationalität der Doktoranden fest.

Freie Forschung - Projektförderung Abt. 1-3 und CORE - Doktoranden

	2000	*2001*	*2002*	*2003*	*2004*	*2005*	*2006*	*2007*	*2008*	*2009*
Abt. 1	**107**	**125**	**133**	**143**	**110**	**136**	**172**	**239**	**285**	**342**
Schweiz	78	92	106	111	79	91	108	159	176	214
Italien	10	10	7	8	3	5	7	8	9	10
Frankreich	2	3	3	4	3	6	7	10	12	13
Deutschland	7	10	7	8	12	17	24	33	50	52
Andere und unbekannt	10	10	10	12	13	17	26	29	38	53
Abt. 2	**1107**	**1115**	**1136**	**1147**	**1240**	**1235**	**1273**	**1302**	**1383**	**1452**
Schweiz	472	445	428	421	462	482	525	521	535	518
Italien	103	89	95	87	91	87	72	71	84	109
Frankreich	122	126	133	128	131	119	111	106	95	91
Deutschland	185	164	149	150	152	160	178	182	215	230
Andere und unbekannt	225	291	331	361	404	387	387	422	454	504
Abt. 3	**681**	**688**	**681**	**682**	**710**	**711**	**705**	**749**	**850**	**865**
Schweiz	366	351	327	288	296	285	297	307	317	324
Italien	26	28	24	25	32	26	29	27	39	40
Frankreich	56	63	65	64	61	77	69	67	81	81
Deutschland	86	89	81	70	77	89	107	139	178	181
Andere und unbekannt	147	157	184	235	244	234	203	209	235	239
CORE								**3**	**24**	**78**
Schweiz								1	5	30
Italien									1	5
Frankreich										2
Deutschland									8	14
Andere und unbekannt								2	10	27
Gesamtergebnis	**1895**	**1928**	**1950**	**1972**	**2060**	**2082**	**2150**	**2293**	**2542**	**2737**

Im Rahmen des SNF ist man sich der Problematik der Doktoratsförderung generell bewusst. Im Mehrjahresplan für 2012-2016 wird die Frage durchaus angesprochen und man beabsichtigt auch eine Erhöhung der Projektförderung für Promotionen um 3%.

„Les conditions de travail des doctorant-e-s et les postdoctorant-e-s sont réglementées de façon incohérente et parfois insatisfaisante. Ainsi, dans certaines disciplines, seule une infime partie du temps de travail peut être consacrée à la recherche ou à la thèse. Un encadrement adéquat n'est pas toujours garanti et le temps de travail excède bien souvent le taux d'occupation convenu, pour ne citer que quelques exemples. D'un côté, le FNS s'efforce d'adapter sa politique salariale, dans une large mesure, aux réalités, aux besoins et aux perspectives des universités. D'un autre côté, il souhaiterait assumer sa responsabilité d'acteur principal de l'encouragement de la recherche en Suisse et contribuer par sa politique salariale à l'amélioration des conditions de travail. Le FNS va donc établir de façon encore plus claire quelles prestations et conditions de travail il attend des postes pour chercheuses et chercheurs de la relève qu'il finance. Il s'attachera en particulier au principe selon lequel l'attribution d'un forfait FNS pour doctorant-e implique qu'au moins la moitié du temps de travail soit réservée à la recherche de thèse du doctorant. Les autres buts de formation liés au doctorat sont de la responsabilité des hautes écoles. Dans le domaine du soutien aux doctorant-e-s, le FNS espère qu'il sera possible de parvenir à une augmentation annuelle de 3% dès 2013.“[20] Missverständlich bleibt hier bloss die Bemerkung, dass garantiert werden soll, dass mindestens die Hälfte der Arbeitszeit der Doktoranden der eigenen Forschung gewidmet werden könne. Nicht mindestens die Hälfte, full time!

3.4. Das Doktoratsprogramm ProDoc

In Deutschland entstand ab 1990 mit den von der DFG geförderten Graduiertenkollegs ein neues Strukturelement der Nachwuchsförderung. Doktorierende profitieren in den Kollegs von der Möglichkeit, im Rahmen eines koordinierten, von mehreren Hochschullehrern getragenen Forschungsprogramms ihre Arbeit durchzuführen. Neben einer eigentlichen Forschungsausbildung soll ein Studienprogramm die individuelle Spezialisierung der Doktorierenden ergänzen und ausweiten. Die anvisierten Ziele – Förderung von Interdisziplinarität und internationaler Mobilität sowie die Senkung des Promotionsalters – wurden bisher weitgehend erreicht.[21]

In der Schweiz gab es Doktoratsschulen vor allem im Rahmen der CUSO, die gemeinsame Tagungen als Foren des Austausches finanzierten, aber über keine Mittel zur finanziellen Doktorandenförderung verfügten. 2006 hat der Schweizerische Nationalfonds auf Antrag des Staatssekretariats für Bildung und Forschung (SBF) das Doktoratsprogramm Pro*Doc eingeführt. Diese Forschungsprogramme, die sich auf eine Fragestellung oder ein Gebiet konzentrieren, sind interdisziplinär und interuniversitär ausgerichtet. Das Programm weist eine modulare Struktur auf. Ausgangspunkt ist ein Ausbildungsmodul (AM), das von mehreren Hochschullehrern getragen wird. Daran schliessen sich mehrere Forschungsmodule (FM) an, die sich in die Gesamtthematik einordnen. Die Forschungsmodule implizieren die Saläre für die Doktorierenden, über die Ausbildungsmodule werden die Ausbildungs- und Verwaltungstätigkeiten des Programms koordiniert. Hier ist ein interessantes Förderungsinstrument entstanden; die interdisziplinäre und inneruniversitäre Zusammenarbeit weckte Synergien und führte zu sehr anspruchsvollen und innovativen Projekten. So wird der Doktoratsförderung ein neues Gewicht beigemessen. Durch die Evaluation auf der Ebene des SNF wird auf ein vergleichbares Qualitätslevel geachtet.

Seit 2006 wurden 46 Ausbildungsmodule bewilligt (28 in der Abteilung 1, 8 in der Abteilung 2, 10 in der Abteilung 3). Ab 2006 bis Mai 2010 wurden über dieses Doktoratsprogramm 378 Doktoratsstellen finanziert (257 in Bereich 1, 66 in Bereich 2, 55 im Bereich 3).[22]

Um der Tatsache Rechnung zu tragen, dass das Doktorat in der Zuständigkeit der Universitäten liegt, haben der SNF und die Rektorenkonferenz der Schweizerischen Universitäten (CRUS) für die Periode 2008-2011 ein gemeinsames Programm (ohne Stern!) unter dem neuen Sigel ProDoc entwickelt. Da die Ausbildung Aufgabe der Universitäten ist, verlangte die CRUS ein Mitspracherecht bei den Ausbildungsmodulen.

Ab 2012 werden die Universitäten im Rahmen der CRUS die volle Verantwortung für das Doktorat in allen seinen Formen – auch im Hinblick auf universitätsübergreifende Programme übernehmen[23]. Das gemeinsame Programm ProDoc der CRUS und des SNF wird ab 2012 eingestellt! Es ist sehr zu bedauern, dass ein verheissungsvolles und originelles Programm abgebrochen wird. Erklären lässt sich das nur aus einer eifersüchtigen Autonomie-Vorstellung der Universitäten, die wohl in dem vom SNF finanzierten Förderungsinstrument ein Vehikel einer überuniversitären Strategie sahen. Aber gerade die Evaluation über Instanzen des SNF garantierte auch eine überuniversitäre Qualität der Module. Die Universitäten möchten hier wieder allein Herren im Hause sein; es gehe darum, das „Doktorat in eigener Verantwortung im Rahmen ihrer Profilbildung sowie unter Berücksichtigung der disziplinären Gegebenheiten“[24] zu gestalten.

Positiv zu vermerken ist immerhin, dass die CRUS in ihrer Vierjahresplanung vorschlägt, allen Doktorierenden ein Salär zu bezahlen und bei den Assistierenden die Lehraufgaben um ein Viertel zurückzusetzen. (Planification stratégique de la CRUS pour le développement des hautes universités pendant la période 2012-2016, Version vom 16. März 2010). Der SNF soll nicht mehr Doktoratsprogramme mittragen, wohl aber für die Finanzierung von Doktoratsstellen im Rahmen der kompetitiven Forschungsförderung aufkommen. Die Schweizer Universitäten lehnen in ihrem Papier die Ausweitung des Bologna-Modells auf die Doktoratsstufe, verstanden als ‚Harmonisierung des Doktorats', ab. Sah man darin etwa eine Tendenz des ProDoc-Programms?

Am Kriterium der Exzellenz wird entschieden festgehalten und dem Doktorat als der „Schnittstelle von Lehre und Forschung" in erster Linie die Entwicklung einer wissenschaftlichen Kompetenz zugeschrieben; daneben wird „der Erwerb fachlicher (disziplinärer und interdisziplinärer), methodischer und transversaler (Projektmanagement, Präsentationstechniken, Sprache und Kommunikation etc.) Kenntnissen und Kompetenzen" von der Doktoratsstufe gefordert. Das sind nun sehr allgemeine, wenig spezifische Kompetenzen; spezifisch für die Doktoratsstufe ist jedoch der fachspezifische wissenschaftliche Innovationsbeitrag. Diese Konzentrierung auf die spezifische wissenschaftliche Fachkompetenz wurde in hervorragender Weise durch die interuniversitär um ein Forschungsthema organisierten ProDocs geleistet. Solche Programme entstehen, namentlich in der Schweiz mit den relativ kleinen Universitäten im interuniversitären Verbund, weil, wie Fred W. Mast schreibt, nur so eine kritische Masse von Doktorierenden zusammenkommt, die im engeren Sinn zum gleichen Thema forschen. An einer Universität gebe es, so derselbe Autor, jeweils nur eine Handvoll Doktorierender, deren Themen so verwandt seien, dass sie vom gleichen Programm profitieren können.[25]

4. Interpretation der Resultate

Bisher haben wir uns vor allem dem Prozess des Doktorierens, den verschiedenen Wegen zum Doktorat zugewandt. Werfen wir noch einen kurzen Blick auf die Resultate, auf die Doktorate der letzten zehn Jahre und ihre Entwicklung. In der Tabelle 4.1. der BFS-Schrift „Abschlüsse an universitären Hochschulen" werden die Doktorate nach Hochschule, Geschlecht und Staatsangehörigkeit aufgelistet:

Doktorate nach Hochschule, Geschlecht und Staatsangehörigkeit seit 1990
Doctoratsselon la haute école, le sexe et la nationalité, depuis 1990

	1990	1995	2000	2005	2006	2007	2008	
Total	2'176	2'601	2'822	3'097	3'198	3'236	3'209	Total
% Frauen	22.8	28.0	34.6	37.1	39.3	38.5	41.4	% Femmes
% Ausländer	18.3	26.6	31.2	39.5	43.5	42.3	44.4	% Etrangers
Universität Basel	352	323	377	361	361	403	365	Université de Bâle
% Frauen	27.8	32.8	39.5	41.3	42.9	45.4	54.5	% Femmes
% Ausländer	13.4	23.2	33.2	36.0	42.9	38.5	45.5	% Etrangers
Universität Bern	307	414	365	491	470	498	496	Université de Berne
% Frauen	24.1	33.6	43.6	47.7	51.1	46.8	48.6	% Femmes
% Ausländer	9.4	14.7	15.3	25.5	27.9	26.3	29.4	% Etrangers
Universität Freiburg	58	91	121	97	102	104	106	Université de Fribourg
% Frauen	13.8	16.5	38.0	38.1	39.2	40.4	32.1	% Femmes

% Ausländer	27.6	36.3	38.8	44.3	47.1	45.2	42.5	% Etrangers
Universität Genf	227	229	255	275	262	255	272	Université de Genève
% Frauen	26.9	35.4	43.5	42.2	45.0	43.1	46.7	% Femmes
% Ausländer	24.7	31.4	31.8	44.4	50.0	54.5	55.1	% Etrangers
Universität Lausanne	177	199	216	182	210	179	186	Université de Lausanne
% Frauen	25.4	31.2	38.9	40.7	41.0	42.5	46.8	% Femmes
% Ausländer	12.4	17.6	21.3	31.9	34.3	40.8	29.0	% Etrangers
Universität Luzern	0	2	1	10	13	14	22	Université de Lucerne
% Frauen	*	0.0	100.0	50.0	23.1	21.4	45.5	% Femmes
% Ausländer	*	0.0	0.0	10.0	7.7	7.1	22.7	% Etrangers
Universität Neuenburg	27	50	50	63	70	64	64	Université de Neuchâtel
% Frauen	11.1	22.0	24.0	33.3	32.9	39.1	32.8	% Femmes
% Ausländer	22.2	36.0	34.0	47.6	45.7	42.2	45.3	% Etrangers
Universität St. Gallen	67	142	126	146	133	116	165	Université de St-Gall
% Frauen	6.0	12.0	19.0	20.5	24.8	23.3	30.9	% Femmes
% Ausländer	46.3	52.8	54.0	67.8	63.2	60.3	70.3	% Etrangers
Universität Zürich	594	598	590	668	683	664	671	Université de Zurich
% Frauen	27.1	35.3	38.5	45.4	47.6	48.6	48.7	% Femmes
% Ausländer	13.6	15.6	17.1	27.1	30.0	29.4	30.0	% Etrangers
UniversitàSvizzeraitaliana	0	0	0	12	10	12	15	UniversitàSvizzeraitaliana
% Frauen	*	*	*	33.3	50.0	75.0	26.7	% Femmes
% Ausländer	*	*	*	66.7	40.0	33.3	66.7	% Etrangers
ETH Lausanne	75	132	208	268	292	280	266	EPF Lausanne
% Frauen	13.3	19.7	13.9	19.8	20.9	18.2	25.9	% Femmes
% Ausländer	49.3	57.6	53.8	65.7	71.6	61.4	68.0	% Etrangers
ETH Zürich	292	421	513	524	592	647	581	EPF Zurich
% Frauen	11.3	14.5	26.1	23.5	28.4	25.2	27.4	% Femmes
% Ausländer	25.3	36.3	44.2	47.5	53.7	55.0	55.4	% Etrangers

Quelle: BFS / SHIS, Studierende und Abschlüsse der schweizerischen Hochschulen.

Wenn die Anzahl der Doktorate von 2008 gegenüber dem Vorjahr geringfügig sank (0,8%), so ist sie doch seit 1995 um 23% gestiegen. Ganz erfreulich ist auch der Anstieg des Frauenanteils von 22,8% auf 41,4%. 2008 wurden in der Medizin und Pharmazie sowie in den Geistes- und Sozialwissenschaften mehr als die Hälfte (je 54%) aller Doktortitel von Frauen erworben. Am geringsten ist der Frauenanteil in den Technischen Wissenschaften (23%).

Ein anderer Anstieg fällt ins Auge. 1995 betrug bei den Doktoraten der Anteil der Ausländer/innen 18,3%, 2008 sind es 44,4% (die Anzahl der ausländischen Studierenden an Schweizer Hochschulen auf allen Studienstufen betrug 2008/09 24,9%). Den höchsten Anteil von Ausländer/innen bei den Doktoraten findet man in den Fachbereichsgruppen Wirtschaftswissenschaften und den Technischen Wissenschaften (je 60%) sowie in den Exakten und den Naturwissenschaften (57%). Diese hohe Zahl der Doktorate, die von Ausländer/innen erworben wurden (die sich seit 1990 mehr als verdoppelt hat), kann interpretiert werden als sehr hoher Internationalisierungsgrad und damit auch als hohe Attraktivität der Doktorate an Schweizer Hochschulen. Das kann durchaus auch einer Strategie der Universitäten entsprechen. Im CRUS-Papier „Exzellenz durch Forschung“ wird ausdrücklich geschrieben, die internationale Rekrutierung bilde dabei eine besondere Herausforderung.[26]

Ohne nationalistisch zu argumentieren, kann man aber auch mit einer gewissen Sorge feststellen, dass immer weniger junge Schweizer/innen bereit sind, sich für den beschwerlichen Weg einer Dissertation zu entscheiden, ein Weg, der aufgrund der angesprochenen strukturellen Probleme vielen immer weniger attraktiv erscheint, oder um es mit den Worten des Präsidenten der Vereinigung Akademischer Mittelbau an der Universität Zürich zu sagen: „Wenn es mitunter schwer fällt, geeignete Kräfte aus dem eigenen Nachwuchs für den Mittelbau zu gewinnen, liegt das nicht an mangelnder Qualifikation, auch nicht an mangelnder Motivation, sondern wohl eher am Realismus des Nachwuchses, der sich dem Hasard nicht aussetzen will, und vor allem an der mangelnden Konkurrenzfähigkeit einer Anstellung im Mittelbau im Vergleich zu unbefristeten Anstellungen bei anderen Arbeitgebern in der Region.“[27]

Wenn die Anzahl der Schweizer/innen bei den Doktoraten sukzessive zurückfällt, so schrumpft diese Anzahl bei den Postdocs noch einmal; bei den Förderprofessuren, einem Nachwuchsförderinstrument der SNF, finden sich weitaus mehr Ausländer/innen als Schweizer.[28] Wenn schon bei den Doktoraten die Bereitschaft von jungen Schweizern immer mehr zurückgeht, ist es völlig müssig, über die geringe Anzahl von Schweizer Kandidaten für Professoren-Stellen zu lamentieren.

Wir haben bisher fast ausschliesslich von strukturellen Bedingungen und Problemen des Doktorierens in der Schweiz gesprochen. Wenn man mehr von einer personenzentrierten und weniger strukturorientierten Sichtweise ausgeht, wie das etwa die CEST-Studie macht, die sich auf 60 freie Interviews mit Doktorierenden und Betreuern stützt, dann treten auch andere Gesichtspunkte in den Vordergrund, die wir hier nicht vertiefen konnten: die intrinsische Motivation; die Betreuung, die Kooperation und der Austausch innerhalb der Forschungsgruppe.[29]

In der CEST-Studie stellte man bei den Befragten eine sehr hohe intrinsische Motivation fest, unabhängig von Karrierestrategien. Auch bei der Mittelbau-Studie stand das Interesse am Thema an erster Stelle bei den Motiven der Entscheidung für das Doktorat (in Medizin/ Biologie 66%, Exakte/ Naturwissenschaften , Technische, Geistes- und Sozialwissenschaften 64%); an zweiter Stelle figurierte das Motiv, den persönlichen Fähigkeiten und Begabungen nachzugehen (in den meisten Bereichen etwa bei 35%); das Interesse an einer wissenschaftlichen Karriere stand an dritter Stelle (Medizin 30%, Geistes-/Sozialwissenschaften 28%, Wirtschafts- und Rechtswissenschaften 27%).[30]

Auch die Betreuung wäre ein weiteres wichtiges Thema. Im Mittelbaubericht stellte man grosse Variationen fest. In Fachbereichen, in denen die Dissertation im Rahmen eines Themas erstellt wird, sind die Betreuungsgespräche häufiger als in Fächern, in denen die Dissertation als Individualarbeit erstellt wird. Die Häufigkeit der Betreuungsgespräche korreliert mit der Zufriedenheit mit der Betreuungssituation.[31]

Man kann nur bedauern, dass die hohe intrinsische Motivation durch die strukturellen Bedingungen eher gelähmt als beflügelt wird.

Fazit

Was ist zu tun? In erster Linie gilt es, die strukturellen Bedingungen zu verändern:

Es sollten von kantonalen Stellen, von Institutionen und Stiftungen Doktoratsstipendien eingerichtet werden, die es begabten jungen Forschern ermöglichen, sich full time ihrer Dissertation zu widmen.

Den Dissertierenden auf Assistierenden-Stellen sollte – namentlich in den Geistes-, Sozial-, Wirtschafts- und Rechtswissenschaften – ermöglicht werden, sich zum grossen Teil der Arbeit an ihrer Dissertation zu widmen; sie sollten von anderen Aufgaben möglichst befreit werden. Den Aufruf von Julian Führer kann ich hier nur unterstützen: „Geben Sie Ihren Nachwuchskräften die Zeit, geben Sie

Ihnen die materielle Ausstattung, um weiterhin gut zu lehren und noch mehr als jetzt gute Forschungsergebnisse zu erzielen.“[32]

Die Anstellungen der Doktorierenden auf Assistierenden-Stellen sollten immer 100% Stellen sein, damit die Forschungszeit nicht durch zusätzliche Jobs noch mehr eingeschränkt wird.

Das asymmetrische Abhängigkeitsverhältnis vom Betreuer sollte durch eine Zulassungskommission, durch Mehrfachbetreuung und durch eine Anstellung beim Institut und nicht beim Lehrstuhlinhaber gelockert werden.

Den Abbruch des verheissungsvollen ProDoc-Programms kann man nur bedauern.

A la longue sollte man das Doktorat nicht mehr als letzte Stufe der Ausbildung, sondern als erste Stufe einer Forscherlaufbahn betrachten – mit den entsprechenden Veränderungen des Status und der Entlöhnung der jungen Forscher. ■

Literatur und Anmerkungen

[1] Im Rahmen des SWTR traten wir auch für die Abschaffung der Habilitation ein, die es in der Westschweiz nie gab, und deren Ersetzung durch ein konsequentes *tenure track* ein, was aber kontrovers aufgenommen wurde. Siehe dazu Joseph Jurt, „Tenure Track oder Habilitation? Zur Förderung des akademischen Nachwuchses“, *Neue Zürcher Zeitung*, Nr. 14, 18. Januar 2002; id., „Für eine wirkungsvolle akademische Nachwuchsförderung“, *Vision*, Nr. 1, April 2002, p. 59.

[2] *Perspektiven der Geistes- und Sozialwissenschaften in der Schweiz. Lehre. Forschung. Nachwuchs*. SWTR Schrift 3, 2006.

[3] Zu den absoluten Zahlen siehe *Perspektiven der Geistes- und Sozialwissenschaften in der Schweiz. Lehre. Forschung. Nachwuchs*. SWTR Schrift 3/2006, p. 88.

[4] Zahlen ermittelt aus Bundesamt für Statistik, *Abschlüsse der universitären Hochschulen 2008*. Neuchâtel 2009, p. 8-20.

[5] Christian Simon, „Doktorierende in Geistes- und Sozialwissenschaften. Einblicke in Deutschschweizer Selbstwahrnehmungen“, in: *CEST Workshop Higher Education Studies 2006. Fächerwahl – Doktorierende*. CEST 2006/1, p. 91.

[6] Chris Young, Philippe Curty, Matthias Hirt, Katja Wirth Bürgel, *Zur Lage des akademischen Mittelbaus*. Befragungsstudie an den kantonalen Universitäten und ETH. SBF, 2009, p. 27.

[7] *Ibidem*, p. 46.

[8] *Ibidem*, p. 81.

[9] Christian Simon, „Doktorierende in Geistes- und Sozialwissenschaften“, p. 90-91.

[10] *Zur Lage des akademischen Mittelbaus*, p. 43.

[11] Siehe dazu Christoph Wehrli, „Bologna-Reform – Pendel am Wendepunkt“, *NZZ*, 7. Juni 2010.

[12] Barbara Bleisch, „Wer eine Familie zu ernähren hat, kann sich eine Assistenzstelle kaum leisten“, *NZZ*, 14. Dezember 2009.

[13] *Ibidem*.

[14] *Zur Lage des akademischen Mittelbaus*, p. 45.

[15] *Ibidem*, p. 67.

[16] *NZZ*, 14. Dezember 2009.

[17] Nach *Perspektiven für die Geistes- und Sozialwissenschaften*, p. 91.

[18] Barbara Bleisch, *NZZ*, 14. Dezember 2009.

[19] *Zur Lage des Akademischen Mittelbaus*, p. 38.

[20] FNS, *Programme pluriannuel 2012-2016*, p. 16-17.

[21] Siehe dazu Joseph Jurt, „Neue Formen der Forschungsausbildung“, in: id. (Hrsg.), *Unterwegs zur Moderne. Arbeiten aus dem Graduiertenkolleg ‚Tradition und Moderne in Frankreich und Deutschland‘*. Freiburg i.Br., Frankreich-Zentrum, 2004, p. 7-20.

[22] Auskunft von Daniel Sebastiani vom SNF (4. Juni 2010).

[23] Siehe „Exzellenz durch Forschung. Gemeinsames Positionspapier der Schweizer Universitäten zum Doktorat“ (3. Juli 2008).

[24] *Ibidem*.

[25] Fred W. Mast, „Doktorandenprogramme: Nachwuchsförderung oder Verschulungswut?“, *UniPress* (Bern), Nr. 145, 2010, p. 37.

[26] CRUS, ‚Exzellenz durch Forschung’ (03.06.08).

[27] Julian Führer, „Braucht der Mittelbau eine Reform?“ (Rede am Dies academicus der Universität Zürich, 24. April 2010).

[28] Nach Interview mit Dieter Imboden, *NZZ*, 21. Dezember 2009.

[29] Siehe Bich-Thuy Vu, „L’étude CEST: concepts, méthodes et résultats préliminaires. Les doctorants en Suisse: le portrait social et l’identité académique“, CEST workshop, *Higher Education Studies*, 2006/1, p. 96.

[30] *Zur Lage des Mittelbaus*, p. 49; siehe dazu auch Michael Groneberg, *Doktorierende in der Schweiz. Portrait 2006*. CEST 2007, p. 86-97.

[31] *Zur Lage des Mittelbaus*, p. 46-48; Michael Groneberg, *Doktorierende*, p. 113-124.

[32] Julian Führer, „Braucht der Mittelbau eine Reform?“.